Malin C. M. Rønning

Das zwölfte Haus

Karl Rauch

Malin C. M. Rønning

Das zwölfte Haus

Roman

Aus dem Norwegischen
von Andreas Donat

Karl Rauch

VON DEN ALTEN

Der Fjord im November ist kalt, es sind ein paar Kilometer dorthin, steil bergab. Mir fehlt nichts. Mir geht es am besten allein. So spare ich mir das schlechte Gewissen über meine Unzulänglichkeit. Der Winter ist mir willkommen. Ich weiß die Gewissheit zu schätzen, eine lange, dunkle Zeit vor mir zu haben.

Hier steht mein Haus, wenn man es denn ein Haus nennen kann, diese fünfunddreißig Quadratmeter für meinen Hund und mich. Die Gegend ist still, um diese Jahreszeit sind nur wenige Hütten bewohnt. Ich habe in elf verschiedenen Häusern gelebt. Ich brauche nicht viel. Ich habe einen Holzofen und eine Schlafkoje. Andere haben eine Familie. Ich lese Bücher und heize den Ofen ein. Es ist ein Naturgrundstück in Hanglage, ein paar Ebereschen, nackter Fels. Ich füttere die Vögel. Ich habe zwei Vogelhäuschen gekauft und sie draußen in eine kleine Wintereiche gehängt. Ich sitze am Fenster und beobachte, welche Arten zu Besuch kommen, *Für so ein Leben bist du zu jung*, aber das bin ich eigentlich nicht, ich werde bald dreißig, ich sehe Meisen, klar, und Stieglitze, Grünfinken, Goldammern, den einen oder anderen Kernbeißer.

Zu Fuß brauche ich zehn Minuten zur Arbeit. Den ganzen Vormittag verbringe ich in einem Eckzimmer des Pflegeheims, die Tote vor mir auf dem Bett, die gelbliche Haut. Ich habe sie nicht gekannt, sie ist erst gestern eingezogen, in der Nacht hat sie zu atmen aufgehört. Ich zünde fünf Kerzen an. Ich öffne das Fenster. Ich wickle ein Band um

Kopf und Kinn der Toten, damit das Kinn nicht herunterklappt. Ich wasche den Körper mit einem Waschlappen. Ich kämme ihre Haare, seidig dünn. Ein Kinderreim will mir nicht aus dem Kopf, wieder und wieder sage ich vor mich hin: *Kindlein in der Wiege im Wipfel eines Baums, bewegt der Wind die Zweige, schwankt's Wiegelein im Traum, das Wieglein schaukelt auf und ab, da brechen alle Zweigelein und fallen alle Blättelein, dann fällt die Wieg' herab.* Zu dem Reim gehört auch ein Bild. Ein Baum mit verschiedenen Vögeln, ganz oben ein schlafendes Kind, und auf der Erde ein Eichhörnchen. Das Ganze hört sich an wie ein Spiel. Irgendwas mit Fallen, mit Vertrauen, vielleicht, sich rückwärts fallen lassen und auf jemanden vertrauen, vielleicht. Vertrauen, dass wir leben und fallen, dass uns jemand auffängt.

Danach gehe ich mit Marta spazieren. Ich stütze ihren mageren Körper auf dem Weg durch die Korridore. Wir kommen am Zimmer der Verstorbenen vorbei. Marta sagt:

– Ich wollte ihr heute einen Kuchen vorbeibringen. Wir sind in derselben Straße aufgewachsen. Sie hat es nicht leicht gehabt, hat den Kontakt zu ihren Kindern verloren, sie hat nie erzählt, warum.

Im Zimmer der Verstorbenen hängen keine Bilder, wir sind nicht dazu gekommen, ihre Sachen auszupacken. Ich versuche, mir die Kinder vorzustellen, erwachsen, um die fünfzig, vielleicht sechzig, wie Karla, *Ach Mensch, könnt ihr mich nicht einfach Mama nennen wie normale Kinder*. Ich denke an meinen Bruder. Ich weiß noch, dass irgendjemand einmal gesagt hat, unsere Namen klängen allzu amerikanisch. Aber was kann ich dafür? Wir kommen auf die Welt und bekommen Namen, zum Beispiel Molli und Bill, und dann, wenn wir Glück haben, wachsen wir in sie hinein, oder auch nicht. Karla wollte uns die Möglichkeit geben, zu werden, was wir werden wollten. Sie wollte Namen, die einem leicht von der Zunge gehen. Sie hatte irgendwelche Filme gesehen, welche, weiß sie nicht mehr. Ist auch nicht weiter wichtig, aber manchmal denke ich, dass es schön gewesen wäre, nach jemandem benannt zu sein, vor dem sie Respekt hat. Jemandem mit bewundernswerten Qualitäten.

Wir gehen zurück in Martas Zimmer. Von allen Zimmern mag ich ihres am liebsten. Wenn ich kann, schaue ich vor Dienstende immer noch mal bei ihr vorbei. Ich frage, ob sie irgendetwas braucht, ich sage ihr, wann wir uns das nächste Mal sehen. Das beruhigt mich. Denn Martas Zimmer ist liebevoll eingerichtet, in der Ecke steht eine Sitzgruppe mit tiefen, weichen Sesseln aus antikem Mahagoni, daneben ein Grammofon. An den Wänden gewebte Teppiche und Stickereien, gerahmte Bilder von Verwandten und Freunden. Immer eine Vase mit frischen Blumen auf dem Tisch. Ich kann mir das Haus vorstellen, in dem sie gelebt hat, bevor sie hierhergekommen ist, ein gelb gestrichenes Haus, Rosensträucher unterm Küchenfenster. Jetzt ist sie hier. Ihre Familie kommt fast jeden Tag zu Besuch. Sie hat drei Töchter, Enkel und Urenkel. Wenn die das Heim betreten, wird es warm auf den Korridoren, von ihrem Lächeln, ihrem Grüßen. Ich schaue auf die Uhr an der Wand. Hoffentlich kann ich noch ein wenig sitzen bleiben. Ich weiß, es ist ungerecht. Keiner der anderen Heimbewohner bekommt so viel Besuch wie Marta, viele kriegen überhaupt keinen. Zu ihnen müsste ich hineingehen, wenn ich Zeit übrig habe, zu den verzweifelten und komplizierten Alten. Aber irgendwie kommt es mir vor, als hätte ich keine Kontrolle darüber. Am liebsten bin ich bei Marta, und ich weiß auch den Grund dafür: Weil ein Mensch, der schon immer von Liebe umgeben war, immer mehr und mehr davon anzieht.

BILL UND IB WERDEN AM FLUSS GEFUNDEN

Ich sitze auf der Bank vor dem Pflegeheim, als Karla anruft. Vor mir Ackerland, unter mir Betonplatten. Ich hebe nicht gleich ab. Ihr Name leuchtet mir entgegen, ich zähle Karlas fünf Buchstaben, ich denke an den fünfzackigen Stern. Früher wurde er Drudenfuß genannt, und wenn das Böse durch ihn hindurchfuhr, setzte es sich darin fest und wurde in ihm gebunden. Ich denke an den Körper. An all das, was sich in einem festsetzt und dort gebunden ist.

Ich höre nicht oft von ihr. Normalerweise bin ich diejenige, die sich meldet, wenn zu viel Zeit verstrichen ist, ein paar Monate, vielleicht vier, und Karla schafft es jedes Mal, mir das Gefühl zu vermitteln, ich würde sie bei irgendetwas Wichtigem stören, *Ach, du bist es*, als hätten wir erst gestern miteinander geredet und sie verstünde gar nicht, weshalb ich schon wieder anrufe, *Was machst du*, *Schaue fern*, *Okay*. Mit sechzehn bin ich ausgezogen. Am Tag nach meinem Geburtstag verließ ich mit zwei übereinandergestapelten Pappkartons und einer Decke unter dem Arm Hals über Kopf das Haus. Ging zur Bushaltestelle. Fuhr mit dem Bus zu einer Straße am anderen Ende der Stadt. Steckte den Schlüssel ins Schloss, betrat die leere Wohnung, legte mich auf den Boden und zog mir die Decke über. Ich schlief bis zum Abend. Karla und ich sehen uns jedes Jahr Weihnachten für zwei Tage. In den Sommerferien arbeite ich. Und immer liegt etwas Fremdes in ihrer Stimme, wenn sie hallo sagt, aber heute scheint sie ganz außer sich. So habe ich sie noch nie gehört. Sie versucht, sich zusammenzunehmen. Das ist wichtig für

Karla, sich zusammennehmen, *Ach, Mensch, was heulst du, so vielen anderen geht es schlechter als dir*, aber am Ende redet sie doch. Karla erzählt Folgendes:

Bill sei am Fluss gefunden worden, zusammen mit Ib. Heute Morgen. Zwischen Ibs Zehen habe immer noch die Spritze gesteckt, sein Körper sei kalt gewesen. Beide Gesichter voller Blut. Neben ihnen auf der Erde eine Eisenstange. Bill sei am Leben, er atme trotz gebrochener Rippen, aber man wisse nicht, ob er wieder aufwachen werde. Er liege im Krankenhaus, an alle möglichen Geräte angeschlossen, auf seinem Rücken ein blauer Fleck in Form eines Fußabdrucks.

– Sie wissen nicht, wer es getan hat, sagt Karla.

Wann habe ich Bill und Ib zuletzt gesehen? Ist es zwei Jahre her, oder länger? Wir haben in ihrer Küche Apfelkuchen gegessen, die Sonne schien herein, wir hatten kein Vanilleeis, *Sind das Äpfel aus dem Garten, Kann man doch wohl keinen Garten nennen*, *Aber sind es die Äpfel von draußen*, *Ja*, *Die sind gut*, *Ja*, *Leckerer Kuchen*, *Lange her, dass wir dich gesehen haben*, *Hab viel zu tun, aber jetzt bin ich ja da*. Die Dohlen fliegen in Scharen über den Acker. Ich sage zu Karla:

– Du klingst nicht überrascht.

Karla zündet sich eine Zigarette an. Ich höre das Geräusch des Feuerzeugs und ihren Atem. Sie sagt:

– Es ist ja nicht so, als wäre es das erste Mal, das weißt du ja wohl.

– Warum hast du nichts gesagt?

– Dachte, wir hätten drüber gesprochen.

– Haben wir nicht.

– Wie auch immer. Aber komm mir nicht und behaupte, du hättest das eine oder andere nicht mitgekriegt.

Ich erinnere mich an den letzten Sommer, in dem Bill und ich noch zusammen wohnten. In der Zeit, die darauf folgte, hatte er jede Menge Zoff, aber daran fehlt mir die Erinnerung, ich hatte genug mit mir selbst zu tun. Schließlich machte er einen Entzug, das habe ich später erfahren, mittlerweile ist das fünfzehn Jahre her. Ib zog nach Oslo, er ging eine Zeit lang auf die Kunsthochschule, aber Bill blieb hier, mietete sich ein Haus, besorgte sich einen Job in einer betreuten Wohngemeinschaft, er kann gut mit Leuten, *Hätte nicht gedacht, dass der seinen Kram noch mal in Ordnung kriegt*, damals klang Karla stolz. Dort arbeitet er jetzt wohl nicht mehr. Ib ist zurückgekommen. Er ist bei Bill eingezogen, und jetzt liegt Bill mit geschlossenen Augen im Krankenhaus. Wird er nicht mehr aufwachen, wird es so enden? Wird er einfach dort liegen bleiben, bis das Leben ganz aus seinem Körper gesickert ist?

Ich sage zu Karla:

– Warum muss ich immer mit dem Schlimmsten rechnen?

Karla antwortet:

– Weil ich dir das beigebracht habe.

Karla macht eine Pause und holt Luft. Karla beendet das Gespräch:

– Du kommst nach Hause, wenns dir passt.

Irgendwas wirft Karla mir vor. Das hat sie schon immer. Auch ohne ein Wort zu sagen, lässt sie mich wissen, dass ich etwas falsch gemacht habe, oder wie jetzt: indem sie sagt, dass sie keinerlei Erwartungen an mich hat, *Du kommst nach Hause, wenns dir passt*.

Ich erinnere mich, wie ich Ib zum ersten Mal mit drei Fingern über Bills Wange streichen sah, eine Liebkosung. Ich war ein Kind. Wir saßen an der Lichtung am Fluss, blickten aufs Wasser. Wir waren gesund, wenn auch nicht glücklich. Die Sonne stand hoch. Immer war es Ib, der auf Bill aufpasste, er tat es auf seine Weise, immer war es Bill, der auf Ib aufpasste. Und ich war dabei, als alles begann.

VORSTELLUNG

Nur ich weiß, was ich sagen, was ich erzählen werde. Nennen wir es eine Erzählung. Das macht es vielleicht einfacher, eine Art Überblick zu bekommen. Ich muss mir ansehen, was ich getan habe, was mir aufgefallen ist. Außerdem lässt sich mit den meisten Dingen leichter umgehen, wenn man nicht nur allein vor sich hin brütet, das ist mir im Lauf meines Lebens ein, zwei Mal gesagt worden. Manche Leute teilen mit dem größten Selbstverständnis alles Mögliche. Es ist ein schöner Gedanke, dass es Leute gibt, die das können. Mir fällt es schwer, es kommt nicht von selbst, ich will es versuchen, muss aber dazusagen: gern tue ich es nicht.

Ich will von Bill und Ib erzählen, und von Bills Keller. Und ich will von Karla und Frank erzählen, und von Franks Haus. Es geht vor allem um einen Sommer, den Sommer, als ich zehn war. An der Sache ist nichts Außergewöhnliches, aber ich glaube, dass vieles zum Vorschein kommen wird. Ich will erzählen, was gewesen ist, und ein wenig von dem, was kommen wird. Ich versuche, einen Einstieg zu finden. Auch an mir selbst werde ich nicht vorbeikommen, ich senke den Blick und sehe, spüre meinen Körper in der Welt, meine Pupillen, zwei kleine, schwarze Löcher im Dunkel meines Körpers, und hier bin nun ich, allein. Nur die wahrhaft großen Menschen kommen davon, die Persönlichkeiten der Weltgeschichte, diejenigen, die Gemeinschaft und Verständnis schaffen, die den Blick heben und eine Art Frieden stiften, der über das Gewöhnliche hinausgeht. Nicht, weil sie in sich selbst nicht allein wären,

sondern weil es ihnen trotz allem gelingt, zu anderen Menschen Brücken zu bauen.

Ich erinnere mich daran, wo wir als Kinder gewohnt haben, in den Wohnblocks auf dem Hügel. Graue Schatten gegen den Herbsthimmel. Es gibt ein Foto von uns auf dem Parkplatz. Ich knie auf dem Asphalt, ich bin klein, Bill steht in Gummistiefeln hinter mir, er ist im Begriff, mir einen Eimer Kies über den Kopf zu leeren, noch hat mich der Kies nicht getroffen, ich lächle in die Kamera. Ich denke auch an das Mohnfeld, damals in den Sommerferien. Scharfe, rote Blütenköpfe gegen die Sonne, *Papaver somniferum*, im Abstand von ein paar Metern bewegen wir uns ins Feld hinein. Ich gehe voran, überall Blumen, einmal drehe ich mich um und sehe Bills Kopf mit den dicken, schwarzen Haaren, ich drehe mich noch einmal um, und er ist weg. Später hat er mir erzählt, er habe sich hingelegt, um hinaufzublicken, *Ich habe den Abstand von mir zu allem anderen gemessen*. Zum Beispiel zu einem Planeten in weiter Ferne. Zum Beispiel zu einer kleinen Schwester.

Ich denke an Bill und an Bills Haus. An den Fluss, der direkt am Gartenzaun vorbeifließt, lautlos und breit. Neben der Treppe wächst Flieder, grün und lila vor einer weiß gestrichenen Hauswand im Juni. Die Hängematte zwischen den Apfelbäumen. Am anderen Flussufer ein Betonkai mit mehreren hundert Metern gelagertem Bauholz, rechts davon eine rostrote Fabrik. Ich denke auch an Ib, an die Art, wie ihm Bill mit dem Blick folgt, als sie sechzehn sind. Sie sitzen auf Bills Schlafsofa in der Kellerwohnung in Franks Haus. Petterøe's Drehtabak in der Hand. Bills Gesicht in Ibs Richtung. Ich bin fünf Jahre jünger, hocke mit schlaksigen Beinen im Schneidersitz auf dem Fußboden,

auf meinem Schoß eine Tüte aufgeweichter Chips vom Vortag, *Was glotzt du, warum glotzt du immer so*, *Ich glotze gar nicht, ich schau doch nur, das werd ich doch wohl dürfen*, *Schau anderswo hin, nicht zu mir, Okay*. Ich gehe durch das Gartentor vor Bills Haus. Ich bin zweiundzwanzig. In der Hängematte zwischen den Apfelbäumen sehe ich Ib, Sonne und Schatten werfen Flecken auf sein Gesicht, dieses ganz und gar goldene, bernsteinfarbene Haar, bernsteinfarbene Augen, sein Lächeln, als er mich hört. Er ruft nach Bill, die Tür steht offen, *Schwesterchen ist da!* Später essen wir Waffeln, die Bill gebacken hat. Wir tragen den Küchentisch hinaus unter die Apfelbäume. Wespen in der Schale mit Erdbeermarmelade. Wir feiern, dass Ib aus Oslo zurück ist, er wohnt jetzt bei Bill. Er bleibt in der Hängematte liegen, gräbt eine Packung Tabak aus der Hosentasche, während wir Kaffee trinken. Die Kaffeekanne steht auf dem Tisch, Ib rollt drei Zigaretten und gibt mir eine, *Ich geh davon aus, dass du mittlerweile rauchst.* Ich schaue zu Bill, bevor ich sie annehme. Bill blickt über den Fluss, lässt sich nichts anmerken, ich kriege Feuer. Bill sieht umwerfend aus mit dem langen schwarzen Haar, das er ganz oben auf dem Kopf zu einem Knoten zusammengebunden hat, klare blaue Augen, gesunde Haut, jede Menge Lächeln.

Ein paar Jahre später bin ich wieder dort, und das Haus ist nicht abgeschlossen. Ich trete in den Flur, öffne die Türen, keiner da. Staffeleien und alles mögliche andere Gerät lehnen an der Wand, Tee in Marmeladegläsern in der Küche, der Plattenspieler ist an der innersten Rille hängen geblieben. Im Haus riecht es nach Schlaf, draußen ist Sommer, ich gehe wieder raus. Ich sehe die Leiter flussseitig an der Dachrinne lehnen und klettere hinauf. Bill und Ib liegen auf einem weißen Laken auf der Dachpappe. Ich sage Bills Namen, aber er antwortet nicht, denn sie schlafen beide. Seltsam, oder nicht? Und so gehe ich eben wieder, irgendwie ist mir übel.

VON DER GEWALT

Ich will von der Gewalt erzählen, denn sie hat uns eingeholt. Ich sage *uns*, auch wenn es Bill ist, der im Krankenhaus liegt. Wenn ich sie ertragen soll, muss die Gewalt gleichmäßig verteilt werden, das habe ich mir vorgenommen. Die Gewalt hat keinen Anfang, es gibt keinen Punkt, an dem sie zum ersten Mal auftritt. Bereits im Kind ist sie sichtbar, in der Kindheit, und wenn einer Pech hat, lebt sie weiter, nicht nur im Innen, sondern auch im Außen. Die Gewalt ist mir immer nah gewesen, oder hat sich zumindest am äußeren Rand meines Gesichtsfelds bewegt – sie war niemals wirklich weg. Als Kind habe ich andere Kinder die Treppe hinuntergestoßen, ich hatte meine Gründe, und Bill wollte nicht in die Schule, er schloss sich in seinem Zimmer ein, wollte nicht rauskommen und spielen, wenn jemand an der Tür klingelte, der Klang der Türglocke, die Jungs, die vom Parkplatz heraufriefen, Bill heult, wenn er wütend wird. Es gibt viele Arten von Gewalt, man kann einen ganzen Strauß davon abbekommen.

Glücklicherweise gibt es auch Leute, die in einem schönen Garten wohnen. Die Jasminsträucher schirmen die Landschaft außerhalb ab, eine Landschaft, die mit dem Ödland korrespondiert, ich nenne es gern das Ödland. Um den Garten ein schützender Schirm aus Rosensträuchern, aus Hortensien und Fliederbüschen und Kirschbäumen, die im Frühling blühen. Ich freue mich für alle, die in einem schönen Garten wohnen, bin dankbar, dass es sie gibt, hell im Gedanken, glatt im Gesicht. Bin dankbar für die schützenden

Zwetschgenbäume, gute, dicke, überreife Zwetschgen, aus denen im Spätsommer der Zucker tropft, kein einziger Blick über die Hecke, und Bill ist weit weg, das Ödland liegt offen da, und nichts wächst, und ich, wo bin ich?

BILL SIEHT AUS WIE EIN VOGEL

Da ist die Straße zwischen den beiden Krankenhausgeländen – schmutzig-rosa Verputz an der psychiatrischen Abteilung weiter vorn, davor ein graubrauner Acker, aber dort muss ich nicht hin. Als Kind habe ich jedes Mal verschreckt weggeschaut, wenn wir hier vorbeifuhren. Irgendetwas stimmt nicht mit dieser Gegend. Es ist, als hätten sich die Ereignisse in der Erde angereichert, und als wäre alles, was an der Oberfläche existiert, ein Gebäude, ein Baum, von dem erfüllt, was sich hier in der Vergangenheit abgespielt hat, als saugte alles die Geschichte in sich auf wie ein Schwamm und würde auf diese Weise zu mehr, mehr als nur zu einem Gebäude oder Baum. Ich blicke nach rechts Richtung Galgeholmen. Dort liegen die Geächteten begraben. Ich glaube an nichts anderes, als was gewesen ist, was ist, und was unausweichlich kommen wird. Ich glaube zum Beispiel nicht an Gott. Aber die Schädel aus früheren Zeiten liegen dort, wo sie begraben wurden. Die längst Verstorbenen, nach Südosten gewandt, sie bleiben, was sie sind, das hat nichts mit Glauben zu tun, sie wirken weiterhin in der Welt, auf eine Art und Weise, die ich mir nicht vorstellen kann.

Jetzt gehe ich über den Parkplatz. Überall sind Pfützen, ich habe mir die Kapuze über den Kopf gezogen, ein Trommeln ganz nah an meinem Ohr, wie das Geräusch von Regentropfen auf Segeltuch, das straff über einen Abgrund gespannt ist. Kreideweiß liegen die Steine im Beet vor dem Haupteingang, sie sind so groß wie Fäuste, ich hebe einen auf und stecke ihn in die Hosentasche.

Das Licht im Eingangsbereich lässt alles vergilben, und irgendwo hier drinnen liegt mein Bruder mit geschlossenen Augen. Ich bleibe mitten im Raum stehen, ich halte nach Karla Ausschau, wir wollten uns um zwölf hier treffen, aber Karla ist nicht hier, sie geht auch nicht ans Telefon, ich warte eine Viertelstunde. Hinter der Glaswand beim Aufnahmeschalter sitzt eine Frau. Sie findet Bill im System, ich sage, ich sei seine Schwester. Ich beschreibe Karla, frage, ob sie hier gewesen sei, aber die Frau hinter der Glaswand schüttelt den Kopf, ich sei die erste Besucherin. Sie schickt mich in den zweiten Stock. Dort wartet eine Krankenschwester, die mir berichten wird, wie es Bill geht.

Die Krankenschwester steht vor dem Eingang der Intensivstation, sie hat ein sauberes und glattes Gesicht, sie streckt mir die Hand entgegen, sie weiß, wie man Wörter in der richtigen Reihenfolge platziert, und hat eine deutliche Aussprache. Sie erzählt von einem Tagebuch, das die Schwestern und Pfleger für Bill führen und das sie ihm geben wollen, falls er aufwacht, sie sagt: *falls*. Damit es ihm leichter fällt zu verstehen, was passiert ist, während er weg war. Sie schreiben auf, ob er unruhig wirkt, ob er träumt, ob er im Schlaf redet, was er sagt, wer ihn besucht, kommt Karla übrigens? Mir ist übel, aber bald kann ich reingehen, er ist der Erste links.

Mein Herz ist weiß und dünn, so fühlt es sich an. Unter der Decke sieht Bill aus wie ein Vogel. Keine Farbe im Gesicht, nur Krusten und Wunden, oberhalb der Nase ein Schnitt, *Ich kann dich nicht klar sehen, das habe ich nie, auch Karla nicht*. Alles Mögliche hängt an ihm, Tape und Sonden, Schläuche aus Mund, Armen und Brust, Schläuche über Kopfkissen und Matratze, Kabel hängen baumelnd zwischen Monitoren,

überall Geräte. Ich lausche den Maschinen, sein Puls schlägt und sendet Signale, Sauerstoff wird ein- und ausgepumpt, *Ich kann nichts für dich tun*. Schläuche mit Nahrung, Schläuche mit Pisse, mit Medikamenten. Ein Gurgeln. Ich gebe mich zu erkennen, das hat man mir aufgetragen. Ich sage hallo. Ich bin machtlos. Ich sage meinen Namen. Ich sage:

– Die Fahrt war ganz angenehm. Wollte mich eigentlich mit Karla treffen, aber die ist schon wieder weg, nehme ich an, ist wohl was dazwischengekommen, macht auch nichts.

Unter der Haut zieht sich in Brustnähe etwas zusammen, weitet sich und zieht sich erneut zusammen, in kurzen Abständen. Ich setze mich auf den Stuhl neben Bills Bett, ich nehme seine Hand, drehe seinen Arm um; alles voller blauer Flecken, winzige Stiche. Ich ziehe den Stein aus der Tasche, ich lege ihn auf den Nachttisch, er leuchtet weiß und rein. Ich sage:

– Ich versteh einfach nicht, wo ihr euch da reingeritten habt, was sollte das Ganze eigentlich?

Bill liegt unter der Decke, beide Augen geschlossen, und versteckt sich wieder. Immer dasselbe Versteckspiel, ich erinnere mich nur zu gut. Jeder seiner Wünsche und Gedanken bleibt ein Geheimnis, er haut ab in den Keller, er haut ab an Orte, von denen ich nichts weiß, keiner fragt, wo er hin ist, was er treibt, und ich sitze hier im Zimmer auf dem Stuhl, knete meine Hände, schaue auf die Uhr, und mein eigenes Gesicht ist ein offenes Buch, hier ist die Verwirrung, die Übelkeit, ich greife nach meinem Handy und versuche es noch einmal bei Karla, aber nichts.

KARLA ZÄHLT VORTEILE

Wenn ich mir einen Anfang aussuchen muss, dann soll es dieser sein: Karla wird von einem fürchterlichen Mann erwählt. So ist es. Keiner von uns weiß, wie fürchterlich er ist, doch dann kommt es ans Licht, und wir sind doch etwas überrascht, wir alle, wie weich die Haut ist und wie leicht sie reißen kann. Für ein Kind ist es einfach, eine neue Sprache zu lernen: sein Blick, wenn meine Gabel beim Abendessen versehentlich über den Teller kratzt, seine flache Hand, die auf den Tisch schlägt, die Stille davor und danach, der Puls an seinem Hals: eine Warnung, winzig kleine Bewegungen, eine ganz eigene Stimmung und vereinzelte Ausrufe, *Bist du bescheuert, du Hurenkind, Ich, nein, bin ich nicht*. Ich kann auch die Geschichte eines Jungen erzählen, der in unserem Wohnblock im Treppenaufgang kniet, Bill und ich sehen ihn auf dem Weg nach unten, der Junge hat in einem Glas Hummeln gefangen, nimmt eine nach der anderen heraus, zupft ihnen bei lebendigem Leib die Flügel aus. Ich weiß nicht, warum sie ihn nicht stechen. Die Frühlingssonne durch die Fensterscheibe, das wohlige Licht. Er lässt die Hummelkörper auf den Beton fallen, dann dreht er sich um und entdeckt uns, versucht zu verstecken, was er getan hat, er steht auf, stellt sich vor seinen eigenen Schatten, aber die Hummeln krabbeln weiter. Es ist ihnen unmöglich zu verstehen, was passiert ist.

Aber der Anfang des Lebens ist gut. Jeden Morgen wachen Karla und Bill und ich in einem Nest aus nachtschweißnasser Baumwolle auf, und Karla fragt, wo sie eigentlich

für das alles die Zeit hernehmen soll, fürs Bettzeugwaschen zum Beispiel, fürs Wäscheaufhängen auf dem Ständer auf der Wiese zwischen den Blocks, und dann kommt doch immer irgendjemand und reißt die Wäsche runter, ein Kind mit braunen Zähnen oder die Nachbarin, die den Platz zum Trocknen selbst braucht und ihn sich einfach nimmt. Ich sage nichts, solche Dinge gehen mich nichts an, denn ich bin sechs und sieben und acht Jahre alt, und die Tage sind mild und endlos, gemeinsam mit Anna, auf der Straße, auf dem Spielplatz, im Wäldchen, so lange, bis Anna nach Hause muss, und danach steht eine lange Reihe großer und kleiner Zaubertrolle auf dem Parkplatz, liegen gelassene Springseile, das alles sehe ich in der Dämmerung aus dem obersten Stock, im Dunkeln leuchtendes Spielzeug, und Karla ist bei der Arbeit, und Bill raucht heimlich im Wohnzimmer, und wenn ich aus dem Fenster schaue, bin ich dem Himmel nah, ich bin weit offen.

Anna und ich klingeln an jeder Tür im Treppenhaus der Nachbarblocks, wir verstecken uns auf der Kellertreppe und kichern und lauschen, Tür um Tür öffnet sich für uns. Wir liegen auf dem Rücken im Gras am Fußballplatz, weil die Jungs Fußball spielen, aber wir blicken hinauf in die Wolken. Wir suchen uns jemanden aus, der mit uns auf dem Schulhof spielen darf, es ist eine Ehre, wählen zu können, es ist eine Ehre, gewählt zu werden. Unsere Sicherheit ist Bill, keiner wagt es, uns anzurühren, denn Bill ist der Älteste in der Schule, und dass wir ihn niemals sehen, spielt dabei keine Rolle. Anna und ich erzählen uns Geschichten, die Sonne scheint ununterbrochen. Wir machen eine Klassenfahrt auf einen Bauernhof. Anna und ich tragen beide ein Tuch um den Hals. Wir wickeln uns die Halstücher um den Kopf und knüpfen sie unterm Kinn fest. Wir suchen

uns Wanderstäbe. Wir gehen von den anderen fort, wir schauen uns ein Pferd an, wir gehen in die Scheune. Oben im Heuschober ist eine Frau. Sie lacht, als sie uns sieht, *Sind das etwa zwei Trolldamen, die mich da besuchen kommen?* Auch sie trägt ein Tuch um den Hals, jetzt wickelt sie es sich um den Kopf und knüpft es unter dem Kinn zu. Sie fragt, ob wir wissen wollen, wie man sich unsichtbar macht. Wir setzen uns auf den Boden. Wir schreiben Wörter auf kleine Zettel, die wir uns in die Hosentaschen stecken. Sie bringt uns Reime und Sprüche bei. Anna und ich lauschen und lachen. Am Abend sind wir in Annas Zimmer. Wir zünden Kerzen an und rufen die Toten herbei. Unsere Welt wechselt die Farbe mit den Jahreszeiten. Neun Jahre lang rieche ich nach Regen und frisch gemähtem Gras. Im zehnten Jahr sagt Karla:

– Jetzt will ich nicht mehr allein sein.

Ich habe gar nicht gewusst, dass wir bisher allein waren. Und Karla erzählt von Frank, als hätte sie schon immer von ihm geträumt, aber ich habe kein Wort davon gehört, das weiß ich ganz bestimmt. Trotzdem sagt Karla, sie habe sich so sehr darauf gefreut, mit genau diesem Mann zusammenzuleben, er sei kein Irgendwer, und damit hat sie ja immerhin recht.

Karla zählt mit mir Vorteile. Bald werden wir jeden Morgen in unserem eigenen Zimmer aufwachen, und Bill bekommt seine eigene Kellerwohnung!

– Die braucht er, sagt Karla.

– Dann gehts ihm besser, sagt Karla.

Ich frage, was sie meint, aber Karla antwortet nicht, sie wedelt mit der Hand, das gehört zu den Dingen, um die ich mich nicht zu kümmern brauche. Bill ist jetzt fünfzehn, und sein Leben ist für mich im Unklaren. Ich öffne die Tür zu

seinem Zimmer, und Rauch quillt hervor, da drinnen sind kaum seine Umrisse zu erkennen.

– Stell dir vor, jetzt gibt es bald keinen Lärm mehr aus dem Treppenhaus, der uns nachts aufweckt, sagt Karla.

Immer kommt irgendjemand spät nach Hause, aber ich schlafe durch, nur Karla sitzt jeden Morgen mit Kaffee und Flüchen am Küchentisch.

– Ich hab die Nase voll davon!, ruft Karla.

Ihre Augen liegen tief und dunkel in den Höhlen. Unser Bettzeug wird den ganzen Frühling und Sommer lang nach Sonne und Blumen riechen, denn die Wäscheleine vor dem Haus, in dem wir wohnen werden, gehört nur uns allein.

– Dort gibt es eine Badewanne, wir können Badeschaum kaufen. Es gibt eine Fußbodenheizung, ab jetzt bekommen wir keine kalten Füße mehr beim Haare föhnen.

Badewanne und Bettzeug sind mir egal, aber das sage ich Karla nicht, immerhin freut sie sich. Sie spricht davon, wie viele neue Freunde ich in der neuen Schule finden werde, Kinder, die genauso lieb sind wie Anna. Ich stelle mir das vor, eine ganze Klasse voller bester Freunde, alle mit dunklen Haaren, wie Anna und ich, alle mit einem quietschenden Lachen. Karla redet auch von Onkel Dan. Der wohne mit Silje und dem Hund gleich um die Ecke. Wir könnten sie besuchen gehen, sagt Karla, wie schön, sagt sie. Siljes Haus steht frisch gestrichen und weiß mitten im Garten. Silje hat ihr Leben unter Kontrolle. Vor fünf Jahren habe sie sich meines Onkels erbarmt. Karla benutzt das Wort *erbarmt*. Sie sagt auch, Onkel Dan sei auserwählt worden, er habe etwas an sich, wegen dem er auserwählt wurde.

– Das ist ein bisschen so wie mit dir, sagt Karla. – Jedes Mal, wenn du was angestellt hast, kommst du irgendwie davon, du hast Glück, und das bilde ich mir nicht nur ein, denn ich hab mit einer Frau geredet, die für uns in die Zukunft geschaut hat, und die hat in den Karten eine schützende Hand gesehen, die dich durchs Leben begleiten wird, und gesagt, du wirst Glück und Erfolg haben, denn du bist unter einem glücklichen Stern geboren.

DAS HAUS

Im Januar packt Karla die letzten Sachen ins Auto, dazu Bill und mich. Man fährt nicht lange, es dauert eine Viertelstunde, das Radio ist an. Seit letztem Jahr funktioniert die Autoheizung nicht mehr. Draußen ist es kalt. Die Haut im Gesicht wird vom Eiswind taub und spannt, ein paar vereinzelte Schneeflocken schweben durch die Luft. Dieses Jahr hat es noch kaum geschneit, der Boden ist größtenteils nackt und grau, trotzdem sind überall Eisflächen. Karla blinkt rechts, wir fahren den Hügel hinunter, das Jahr ist neu und schimmert, die Erwartung auch, jetzt sind wir keine Wohnblockmenschen mehr. Ich sitze auf dem Rücksitz, schließe die Augen, ich sehe ein Haus vor mir, ich sehe eine Wiese vor mir und dass es Sommer ist. Ich öffne die Augen, als ich Karla rufen höre:

– So!

Ich schaue hinaus. Karla hat mitten in einem Industriegebiet gehalten, ich frage sie, warum.

Karla dreht sich zu mir um, sie sagt:

– Wir sind da!

Aber das muss ein Irrtum sein, hier gibt es doch nichts. Mit dem Blick folge ich Karlas Hand, sie deutet auf etwas auf der rechten Seite, ich zwänge mich zwischen die Vordersitze, und da. Ein kleines, blau verputztes Haus. Eine ebenerdige Insel mitten auf dem Platz zwischen den Betriebsgebäuden. Wenige, kleine Fenster. Keine Wiese. Und Frank ist nirgends zu sehen, nur die Krähen, die Möwen. Karla steigt aus dem Auto, geht zur Haustür, aber die ist abgeschlossen. Sie klingelt, sie wartet. Sie dreht sich zu uns und lächelt, aber die Sache ist ihr peinlich, das kann ich sehen. Sie winkt, dann öffnet sich die Tür.

Ich erinnere mich an den Asphalt rund ums Haus, der ist frisch gegossen. Er verdunkelt alle Tage, er schimmert wie ein Nachthimmel. Ansonsten gibt es dies: die Aussicht – dreihundertsechzig Grad, der Schrottplatz, die Altpapieranlage, die Autowerkstatt, mehrere Lagerhallen für Betonstahl, Glaswolle und Stahlmasten. Verrostete Zäune aus Stacheldraht. Rollen aus Stacheldraht. Sonst nichts. Doch, zwischen ein paar Baracken sehe ich den Fluss hervorschimmern, da unten glitzert es, wenn es Sommer wird: Zwischen halb fünf und fünf werde ich trotz allem von Erwartung und Zuversicht erfüllt, wenn ich halb die Augen schließe. Dort ist auch ein wenig Gestrüpp zu sehen.

DIE FISCHE SIND ZEUGEN

In Franks Haus hängt ein fremder Geruch. Es riecht nicht wie ein Zuhause, ein Ort, an dem wir wohnen können. Im Flur ziehen wir uns Jacken und Schuhe aus. Frank steht in der Wohnzimmertür, dünnes, strähniges Haar, Zigarette im Mundwinkel, Jogginghose. Karla geht auf ihn zu, legt ihm die Arme um den Hals, will ihn küssen. Frank grinst, packt mit beiden Händen ihren Hintern, drückt zu.

– Lass das, sagt Karla und lacht. Bill und ich haben immer noch unsere Rucksäcke auf dem Rücken, als wäre das hier nichts als ein Campingurlaub. Links an der Wand hängt ein Gewehr.

Irgendetwas ist hier eingeschlossen, das spüre ich. Ich weiß noch nicht, was es ist, ich lausche. Karla macht Zeichen in die Luft, sie möchte mir etwas zeigen, ich folge ihr ins Wohnzimmer.

Vor dem Fenster Verdunkelungsvorhänge, auf dem Fußboden ist dicker, beiger Teppich verlegt, er hat braune Flecken, unter der Decke hängt Zigarettenrauch, rechts eine Sofaecke mit Fernseher, links ein Esstisch. Aber all das fällt mir erst später auf – denn mitten im Zimmer steht ein riesiges Aquarium mit seinem Unterwasserlicht. Die ganze Decke ist voller Wellen. Ich höre das Pumpgeräusch, Luftblasen und Sauerstoff. Die kleinen Fische schwimmen im Schwarm, schielen zu uns herüber. Und die Landschaft! Winzige Bewegungen im Pflanzenwald, smaragdgrün vor weißem Sand, dunkle Baumwurzeln mit Kuhlen und

Hohlräumen, wie in einem Traum. Ich stelle mir vor, wie ich es Anna zeige. Ich will vor dem Aquarium stehen und darauf deuten und lächeln, ich will unterschiedliche Wörter und Sätze ausprobieren und herausfinden, ob sie wahr werden können. Ich will sagen, wie schön es ist, hier zu wohnen, schau nur – wie blau das Licht ist, und alles so still.

– Fünfzehnhundert Liter!, ruft Frank. – Ein komplettes Ökosystem. Temperatur, Vegetation, Fische, alles von mir ausgewählt und zusammengestellt.

Die Fische kreisen, alles ist friedlich, und doch zuckt mein Körper zusammen, als ein ohrenbetäubendes Geräusch von draußen hereindringt. Frank lacht.

– Ist nur die Blechpresse vom Schrottplatz, hast du dich erschreckt?

Ich schüttle den Kopf, aber Frank hört nicht auf, er lacht und lacht, und Karla lächelt, ich schaue zu Bill, er verdreht die Augen, wir stehen so vor dem Aquarium, bis Franks Lachen verebbt, und ich verstehe nicht, was so lustig ist.

Ich folge Karla in das Zimmer, das meines werden soll. Wenn ich mich auf den Fußboden setze und die Tür offen stehen lasse, kann ich durch die schmale, grün-braune Küche hindurch die Unterwasserlandschaft im Wohnzimmer sehen, und dahinter den Flur und die Eingangstür. Karla hat mir ein Bett mit einer Schublade besorgt, die man herausziehen kann.

– Ich muss nur noch eine extra Matratze kaufen, dann kann Anna hier übernachten, sagt Karla.

Ich spüre eine Erwartung. Sie entsteht, breitet sich im Bauch aus und wärmt, ich sage:

– Wann denn?

Aber Karla schaut zur Wand. Da klebt eine blasse Jutetapete, in zwei Ecken sichtbare Wasserschäden, braune Flecken.

– Und wenn ich mein Gehalt gekriegt habe, können wir hier vielleicht mal streichen.

Auf meine Frage antwortet sie nicht.

Frank zeigt uns Bills Kellerwohnung. Sie hat einen eigenen Eingang. Fußbodenheizung. Überall Bananenkartons voller CDs und Steine, im weißen Licht der Deckenlampe schimmert eine meterhohe, in der Mitte auseinandergeschnittene Amethystgeode. Frank geht ins Bad.

– Das hier ist die Lüftung, sagt er. – Die machst du jedes Mal an, wenn du duschst.

Er schlägt mit der flachen Hand gegen die Wand, um das Gesagte zu unterstreichen.

– Licht aus, wenn du nicht da bist, und Tür abschließen. Wenn ich merke, dass du dich nicht an die Regeln hältst, gibt es Ärger.

Frank lacht, um uns zu zeigen, dass er eigentlich nett ist, dann dreht er sich um und geht. Bill schüttelt den Kopf.

– Aber das darfst du wirklich nicht vergessen, Bill, damit wir hier keinen Schimmel oder so was kriegen, sagt Karla.

Franks Schritte, er geht am Kellerfenster vorbei, kurz darauf hören wir die Haustür zuknallen. Karla streicht mit der Hand über den Herd in der Kochnische.

– Hier kannst du dir dein eigenes Essen kochen.

Sie öffnet einen kleinen Kühlschrank.

– Ich war für dich einkaufen.

Sie nimmt eine Tafel Schokolade heraus und wirft sie Bill zu. Er fängt sie auf, setzt sich auf die Kante des Schlafsofas, öffnet das Schokoladenpapier. Ich stelle mich neben ihn. Wir hören Frank oben im Haus über den Fußboden gehen.

Prima wird das hier, sagt Karla.

Sie schaut an die Decke, dorthin, wo gerade noch Franks Schritte waren, sie geht zur Tür. Ich folge ihr und drehe mich zu Bill um. Er sitzt immer noch, die Beine angezogen, Rücken zur Wand.

– Kommst du nicht mit?

Bill schüttelt den Kopf. Ich spüre Karlas Hand auf meiner Schulter, während sie sagt:

– Es tut ihm gut, wenn er auch mal seine Ruhe hat.

Am Abend essen wir vor dem Fernseher chinesisch. Ein Film mit Schießereien, ich habe das blaue Licht des Aquariums im Augenwinkel, die Fische schwimmen im Kreis, lassen sich durch nichts ablenken, sie glotzen, sie sind da drüben zu Hause, sie sind bei sich selbst zu Hause, aber wo bin ich? Mein Rucksack steht neben dem Sofa auf dem Fußboden. Darauf liegen meine Zahnbürste und mein Pyjama. Ich habe ein Glas Limonade bekommen. Ich frage:

– Wollte Bill nichts essen?

Karla und Frank hängen mit den Augen am Bildschirm, Karla isst und schüttelt den Kopf, sieht mich nicht an.

Und es wird neun. Karla lehnt in Franks Armbeuge. Den ganzen Tag ist sie albern gewesen, und was soll dieses Kichern, ständig dreht sie sich zu Frank, um ihn zu küssen. Ich weiß nicht, wer sie ist, wenn sie sich so benimmt. Als ob ich nicht da wäre. Frank sagt, es sei Zeit zum Schlafengehen.

– Es ist Wochenende, antworte ich.

– Ja, aber jetzt wohnst du in meinem Haus, und hier gibt es Regeln.

Ich lege die Gabel auf den Tisch. Warum nicht gleich gehen und die beiden in Ruhe lassen. Ich begegne Karlas Blick und ihrem zärtlichen Lächeln.

– Na, aufessen wird sie doch wohl dürfen, sagt Karla.

Aber eigentlich habe ich keinen Hunger mehr.

VON DER ART UND WEISE, EIN HAUS ZU BESITZEN

Es wird Februar, März, und kleine Knoten im Körper werden zu größeren Knoten, sie breiten sich aus. Ich zähle Franks Regeln, als Erstes: Wo der Rucksack stehen soll, und die Schuhe und alle Dinge im Haus, er flüstert und zischt, *Muss man dir immer drohen, komplett verzogen, alles Schweine, die ganze Bagage, es stinkt nach Schwein*, aber noch sagt er es nicht so laut, dass Karla es hört. Dann: Wie und wann gegessen werden darf, *Es ist fünf, Fresse zu beim Kauen, mir wird schlecht*. Zuletzt: die Stille nach dem Essen, die Stille, wenn Frank schläft, die Stille, wenn er nicht schläft. Aber wenn es Abend wird, liegen Karla und Frank immer noch auf dem Sofa und knutschen – dann bin ich lieber in meinem Zimmer, oder irgendwo anders.

Ich bin früher nie allein gewesen, nicht so wie jetzt. Es gefällt mir nicht. In der Zukunft werde ich mich ändern. Anna sehe ich zum ersten Mal im Kindergarten unter einem Ahornbaum, sie ist als Eichhörnchen verkleidet. Ich frage sie, ob wir beste Freundinnen sein wollen. Es ist der Frühling, bevor wir in die Schule kommen, ich mache Pläne. Anna überlegt einen Augenblick, dann sagt sie *Ja*. Ich rufe bei Anna an. Ich sitze auf einem Schemel im Flur, wickle mir das Kabel um den Finger, aber Anna ist draußen und spielt, oder sie übernachtet bei einem Mädchen, von dem ich weiß, dass sie es früher nie besonders gemocht hat, oder sie ist in der Hütte, sie vergisst, mich zurückzurufen. Andere Male ruft Anna mich an. Dann stürze ich ans Telefon, und sie fragt, ob

das Haus schön sei, und sie sagt, dass sie sich ohne mich ganz schrecklich langweile, und ich kichere und vergesse, auch sie nach irgendwas zu fragen. Mit Anna zu telefonieren, macht mich so froh. Ihre Stimme zu hören, macht mich froh, und dass sie die ganze Zeit lacht. Aber gleich muss sie wieder auflegen, weil es Abendessen gibt.

Ich drücke mein Ohr auf den Fußboden und horche. Bill sitzt allein in der Kellerwohnung, er lebt sein Leben unter der Erde. Ich höre die Musik, ich höre Bill schlafen, denn dann ist es still. Bill ist bereits in der Zukunft. Ich versuche zu erkennen, was für eine Zukunft das ist, aber ich erfahre es nicht. Bills Geheimnisse werden ständig größer, sie füllen den Keller und breiten sich aus wie ein strenger Geruch. Der Geruch kommt von seinem Körper, und vom Geschirr dort unten, das immerzu stehen bleibt. Bill sagt, er habe alles, was er braucht. Er kommt spät nach Hause, vielleicht überhaupt nicht. Frank ist das nur recht.

– Warum sollten wir ihm Bescheid sagen, wenn wir essen, er kann sich selbst etwas machen.

Der Rest des Winters vergeht. Bill lässt sich kaum blicken. Der Himmel ist graukalt über meinem Kopf, ich gehe darunter her, und ehe es April wird, hat sich in mir ein großer, leerer Raum geöffnet. Als der Frühling kommt, höre ich auch andere Stimmen, neue Stimmen aus Bills Keller.

Bevor wir in Franks Haus zogen, legte ich mein Ohr an die Wand, ging ich über den Flur zu meinem Bruder. Ich legte mich ans Fußende seines Betts wie ein Tier. Wir rochen nach Haar und Schlaf, im Wohnzimmer zerkratzten wir uns die Gesichter, aber Frieden gab es hinter unserer Tür, die schlossen wir hinter uns. Wir lagen im Pyjama auf dem Rücken, streckten die Beine gegen die Wand mit dem Poster,

auf dem Bills Zeitleiste zu sehen war. Da oben gab es vier Äonen: Hadaikum, Archaikum, Proterozoikum, Phanerozoikum. Ich lag auf Bills Arm, und Bill sagte:

– Hier ist niemand außer uns, nur ich kann hören, was du sagst.

Aber im Mai ist der Asphalt vor dem Haus glühend heiß und schwarz. Ich schaue durchs Kellerfenster und sehe, dass Bill nicht mehr allein ist. Mitten im Zimmer steht ein Junge – er hat bernsteinfarbenes Haar und bernsteinfarbene Augen, er fuchtelt mit den Händen, sie lachen über irgendetwas. Dann öffnet sich die Tür zum Bad. Heraus tritt ein Mädchen. Weißes Haar, rote Lippen, ein Lächeln. Sie hat einen Ring im Nabel stecken, sie zeigt ihn her, keiner merkt, dass ich zuschaue, über ihren Bauch zieht sich ein dünner Streifen Blut.

Ich weiß nicht, was Karla sieht oder wahrnimmt, wenn es um Frank geht. Ob sie wahrnimmt, wie er das Haus besitzt und alles, was darin ist. Frank füttert die Fische im Wohnzimmer, er kontrolliert die Wasserwerte, ohne dabei eine Miene zu verziehen. Um halb neun ist Schlafenszeit. Karla legt den Arm um meine mageren Schultern, während ich mir im Badezimmer die Zähne putze, sie sagt, wir müssten uns nur aneinander gewöhnen.

– Ich bin ja so verliebt, sagt sie.

Es gibt verschiedene Arten zu besitzen. Man kann mit Freundlichkeit besitzen, mit Sicherheit und Ruhe im Körper. Dann kann man dem, was man besitzt, den Rücken zukehren und einfach weggehen, wenn man möchte. Frank besitzt voller Angst, aber es geht nie um die Dinge selbst, es geht nicht einmal um das Haus, das Haus ist nur ein Behälter für die Lebensweise, die er haben möchte, und es ist die *Lebensweise*, die er besitzt, die nicht gestört werden darf, und alles im Haus muss sich dieser Lebensweise fügen. Wenn es Abend wird, gehe ich ins Bett. Das fremde Zimmer ist mir bald vertraut, das Fenster steht offen. Es wird nachts nicht mehr dunkel, aber es fühlt sich nicht an wie ein ewiger Tag, eher so, als ob der Morgen niemals käme – nur das trügerische Licht legt sich flach über Wände und Boden, fällt mir direkt ins Auge, und ich sehe klar.

© Baard Henriksen

MALIN C. M. RØNNING, geboren in Porsgrunn (Norwegen), hat *creative writing* und literarische Gestaltung studiert, sie lebt und arbeitet in Oslo. Nach *Skabelon* ist *Das zwölfte Haus* ihr zweiter Roman im Karl Rauch Verlag.

ANDREAS DONAT, geboren in Wien, studierte Skandinavistik und klassisches Klavier in Wien, Berlin und Oslo und lebt als freier Übersetzer und Pianist in Berlin. 2025 ist er mit dem Straelener Übersetzerpreis ausgezeichnet worden.

Originaltitel: *Det tolvte huset*
© Malin C.M. Rønning
First published by Forlaget Oktober AS, 2024
Published in agreement with Oslo Literary Agency

Der Verlag dankt NORLA
für die finanzielle Unterstützung der Übersetzung

NORLA
NORWEGIAN LITERATURE ABROAD

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über http://dnb.d-nb.de abrufbar.

© 2026 der deutschen Ausgabe:
Karl Rauch Verlag GmbH & Co. KG, Düsseldorf
Alle Rechte vorbehalten.
Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks
für Text und Data Mining im Sinne von § 44 b UrhG vor.
Lektorat: Meike Blatzheim
Coverabbildung: *Nasturtium Light*, 2023 © Holly Dormor
Covergestaltung, Layout und Satz: Sebastian Maiwind, Berlin
Gedruckt auf chlor- und säurefreiem Papier und gebunden
bei Jelgavas Tipogrāfija, Jelgava in Lettland.
Alle Rechte vorbehalten. Printed in Latvia.
ISBN 978-3-7920-0295-7
www.karl-rauch-verlag.de

Karl Rauch Verlag GmbH & Co. KG,
Grafenberger Allee 82, 40237 Düsseldorf
info@karl-rauch-verlag.de